



## Der Haldenjunge

### – ein eingegangener Beruf im Siegerländer Bergbau

Man nannte sie „die gute, alte Zeit“, als mein Vater kurz vor Ostern 1909 aus dem 8. Schuljahr der Volksschule entlassen wurde. Er war der Älteste von fünf Geschwistern, und der Vater war Dorfshuhmacher oder Schuster. Da die Schulentlassung an einem Freitag stattgefunden hatte, gab es zwei Ruhetage, bevor er am Montag in der Karwoche zusammen mit anderen Bergleuten und Haldenjungen den Fußweg von Alsdorf nach Herdorf zur Grube „San Fernando“ antrat. Die Mutter hatte für ihren Ältesten ein neues „Kafibläch“ angeschafft und die Brote in den „Omessack“ gepackt, als es in der Frühe um fünf Uhr auf den Bergmannsweg ging.

Die Siegerländer Haldenjungen waren zwar weniger bekannt als die Berliner Schusterjungen, und doch hatten beide etwas gemeinsam: ihren Humor und ihre tollen Streiche. Die Bergleute erzählten später noch gern, wie sie den „Alten“ (Obersteiger) hintergangen oder den Haldensteiger „befuddelt“ hatten. Wenn 12 Bergleute 13 Wege zur Grube gingen, so hatten 6 Haldenjungen deren mindestens 10. Die Leute, an deren Eigentum die „Bergmannspfadchen“ vorbeiführten, waren natürlich wenig erbaut von den Zeichen der Anhänglichkeit, welche die Haldenjungen oft zum Ausdruck brachten. Wollte z.B. dieser oder jener Bauer, der mal so einen Burschen beim Obststehlen erwischt und dann verprügelt hatte, des Morgens aus dem Hause treten, so waren sämtliche Türen, die nach draußen führten, verrammelt, so daß er durchs Fenster klettern mußte. Wenn die Haldenjungen zur Schicht gingen oder zurückkamen, waren in den Dörfern alle Mann an Bord, um bei einem Übergriff handfest mitzuhelfen. Die Haldenjungen waren halt schlimme Vögel, von denen das Sprichwort sagte: „Sieben Haldenjungen können den Teufel auf flachem Felde fangen“.

Sie waren sich aber auch dessen bewußt, daß sie nützliche Glieder in der menschlichen Gesellschaft bildeten. Damals, als im Siegerland – und dazu zählte auch der nördlichste Teil des Kreises Altenkirchen – der Grubenbetrieb noch vorherrschend war, als es noch keine hohen Schachttürme gab und man von Konzernen und den späteren technischen Einrichtungen noch wenig wußte, da mußten die Erze mit der Hand aufbereitet werden, und dafür waren die Haldenjungen da. Die maschinellen Aufbereitungen und Dampfbetriebe kamen erst vor etwa 120 Jahren bei uns vereinzelt auf.

Die Haldenjungen hatten die Aufgabe, die Erze zu reinigen und hütten- und schmelzfähig zu machen. Die Eisenerze mußten frei von Kupfer und „Berge“ (taubes Gestein) sein. Deshalb wurden sie auf der Halde sorgfältig sortiert. Die schweren Stücke wurden „gestuft“, d. h. mit dem Hammer in handliche Stücke geschlagen und die „Berge“ ausgesondert. Der Kleinschlag, den es beim Schießen „vor Ort“ und beim „Ausschlagen“ draußen gab, wurde gewaschen und dann die „Berge“ usw. ausgelesen. Zu Diesem Zweck hatte man entweder eine Holzpritsche, die auf dem Boden lag, oder Tische, auf die man die Erze ausbreitete und mit Wasser begoß, bis sie rein waren und man das Untaugliche erkennen und ausscheiden konnte. Dann wurden die so aufbereiteten Erze an die Röstöfen gebracht und, wenn sie geröstet waren, noch einmal gereinigt. Danach konnte man natürlich Kupfer und Quarz besser unterscheiden, weil Kupfer eine rote und Quarz oder Fließ eine weiße Farbe annahm, während Eisenstein im Röstofen schwarz wurde. Jedoch gab es auch hier einen Unterschied zwischen Rot- und Weiß Eisenstein.

Die Kupfererze waren leichter aufzubereiten, weil sie mit dem „Scheidhammer“ auf dem „Scheidstock“ gereinigt und dann zur Hütte gebracht werden konnten. Mit den Bleierzen gab es noch mehr Arbeit, sie erforderten eine ganz besonders sorgfältige Aufbereitung. Wenn die Bleierze aus der Grube herausgeholt wurden, mußten sie von den Haldenjungen sofort sortiert werden. Die großen Stücke wurden herausgelesen und an den „Scheidstock“ gebracht, wo sie in



Walnußgroße Stücke geschlagen und gereinigt wurden. Der „Scheidstock“ war ein etwa einen Zentner schwerer Basalt-Eisenstein oder Roheisenblock. Die Haldenjungen saßen gemütlich auf einer Art Schemel am „Scheidstock“ und schieden die erste Qualität aus. Diese wurde, wo die Erze ziemlich rein waren, frei von Schlagmehl gehalten, um sie – bei der alten primitiven Hütteneinrichtung – leichter gewinnen zu können. Das Schlagmehl tat man zur zweiten Sorte. Die feinere Masse, die man Grubenklein nannte, wurde auf einen Tisch ausgebreitet, mit Wasser begossen und sorgfältig ausgelesen.

Später kam auf den Erzgruben die „Wurfe“ auf, durch welche man, abgesehen von den großen Stücken, die übrige Masse in zwei Teile sortierte. Damit war der Weg für die maschinelle Handaufbereitung geschaffen. Man legte nun eine Siebtrommel an, die mit der Hand betrieben wurde. Es rieselte dann ständig Wasser auf die Spültrommel herab, wodurch die Masse schlammfrei und in verschiedene Sorten eingeteilt wurde. Diese Masse, die nun aus der Trommel herauskam, füllte man je nach der Sorte in verschiedene Setzkasten, wo sie im Wasser auf- und niedergestoßen wurde, bis die Erze unten auf dem Sieb und die „Berge“ obenauf lagen. Dann wurden die „Berge“ mittels einer Blechschiebe abgenommen, und das hüttenfertige Erz war gewonnen. Auch der Schlamm, der sich unter der Spültrommel sammelte, war oft noch recht erzhaltig. Daher wurde auch er verwendet, indem man ihn in einen langen Trog schüttete, Wasser darüber sickern ließ und mit einem Holzstück ständig hin und her schob. Dadurch trieb das Wasser den Schlamm ab, und die Erze blieben im Trog zurück. Das alles mußten die Haldenjungen gründlich lernen und wurden später zu tüchtigen Bergleuten.

Daher ist es nicht zu verwundern, daß aus den Siegerländer Haldenjungen nicht nur tüchtige Bergleute, sondern auch zahlreiche Bergbeamte hervorgegangen sind, die bedeutsame Stellen im Bergbau eingenommen haben. Seitdem einzelne Grubenbesitzer sich zu großen Gewerkschaften und später Konzernen zusammengeschlossen haben, verschwanden die alten primitiven Aufbereitungen mehr und mehr. Überall traten neuzeitliche moderne Aufbereitungsanlagen an den Platz der alten. Der Haldenjunge aber blieb derselbe, zu allen Zeiten zu tollen Streichen aufgelegt.

Die Arbeit des Haldenjungen war meist schwer und gesundheitsschädigend, daher wurden auch zunächst keine Frauen und Mädchen eingesetzt. Wo sie aber später zum Einsatz kamen, nannte man diese „Erzengel“. Auch sie arbeiteten wie die Haldenjungen von morgens 6.30 Uhr bis abends 6.00 Uhr, mit Ausnahme einer zweistündigen Mittagspause. Meist waren sie bei Wind und Wetter noch nicht einmal unter einem Dach. Ihre Tageskost, Schwarzbrot mit Butter, nahmen sie im blauen „Omessack“ für den ganzen Tag mit. Da sie meist weit von der Grube entfernt wohnten, konnten sie zur Mittagspause nicht nach Hause gehen; auch ging es nicht an, daß ihnen das Mittagessen zur Grube gebracht wurde, weil man zu Hause keine Zeit dazu hatte. So führten die Haldenjungen ein hartes Leben, welches sie sich durch lustige Streiche zu versüßen suchten. Einer davon war der sogenannte Haldenstempel.

## Haldenstempel

Es ist bei den verschiedensten Berufen seit alters Brauch, daß die Lehrlinge von den zünftigen Gesellen oder den älteren Lehrlingen durch eine mehr oder weniger schmerzhaftere Zeremonie in ihre neue Würde eingeführt werden – und dies vielfach hinter dem Rücken der Meister. Diese wußten zwar davon, ließen es aber geschehen oder taten so, als ob sie keine Ahnung davon hätten; und doch hatten auch sie einst selbst diese Geschichte erfahren müssen. So wurden die Schneiderlehrlinge „gebügelt“, die Schuster „über den Leisten geschlagen“, die Buchdrucker „gegautscht“, und die Matrosen erhielten die „Äquatortaufe“. Warum sollten die Haldenjungen davon eine Ausnahme machen? Ihnen wurde der Haldenstempel, der „Hahlstempel“ – wie es im Siegerland hieß – aufgedrückt.

Der Henner war Bergmann geworden. Wie konnte es auch anders sein? Sein Vater war Bergmann und sein Großvater und Urgroßvater waren es gewesen. Schon als Schuljunge hatte die



# Der Haldenjunge

Karl Heupel

Mutter ihm allerlei Sachen beschafft, deren ein Bergmann bedurfte. Ein ausgedientes „Kafiblech“ (Kaffeeblech) hatte sie ihm umgehängt und einen „Dongesak“ oder „Omesak“ genäht. Der Vater hatte ihm im Gebüsch einen „Bergstock“ geschnitten. Mit diesen Dingen ausgerüstet, war er oft schon herumstolziert und hatte sich bereits als Bergmann gefühlt.

Als dann die Konfirmation mit den vielen Bibelsprüchen und Liedern, den langen Katechismusstücken, die so schwer zu begreifen waren, vorüber war, als er zum letztenmal die Schulbank gedrückt und ihm nun kein Lehrer mehr sein Autogramm auf den Hosenboden setzen konnte, da war sein erster Gang zur Grube.

Eine Zukunft lag vor ihm, die für ihn an Schönheit nichts zu wünschen übrig ließ. Nur eins war ihm nicht geheuer. Man hatte ihm erzählt, daß ihm, ehe er ein richtiger Bergmann würde, noch der Haldenstempel aufgedrückt werden müsse. Vor dieser Zeremonie hatte man ihm rechte Angst gemacht. Die einen hatten gesagt, er könne dabei schwer zu Schaden kommen, die anderen, der Schrecken dabei könne ihn um den Verstand bringen. Es half nichts, daß der Vater ihn beruhigte und meinte, die Geschichte sei halb so schlimm, er müsse nur auf der Hut sein.

Auf der Hut war er schon, und es vergingen Wochen, ohne daß einer der älteren Haldenjungen, die nun seine „Kollegen“ waren, sich an ihn heranwagte. Schon glaubte er, sie hätten ihn vergessen. So war er eines Tages bei seiner Arbeit, hatte den Trog, das „Füllfaß“, vor sich stehen und fing an zu lesen, schied mit der „Kratze“ fein säuberlich „Berge“ und „Knorren“ vom Eisenstein und dachte an nichts weiter. Da kam einer der Burschen, hielt ihm ein breite Schaufel vor das Gesäß, und ein anderer schlug mit der „Kratze“ so heftig dagegen, daß er weit über sein „Füllfaß“ nach vorne auf die Nase flog. Die beiden lachten laut auf, und die übrigen Haldenjungen stimmten in den Jubel mit ein, weil gerade der Haldensteiger abwesend war. „Datt woor dä Hahlstempel! Nu kast de Berchmann wern!“ riefen sie.

Es war besser gegangen, als er befürchtet, und der Vater hatte recht gehabt. Eine kleine Schramme an der Hand und ein „Dotz“ (Beule) an der Stirn waren von der Zeremonie zurückgeblieben, schließlich noch ein kleiner Riß in der Arbeitshose. Die ersten heilten von selbst und dafür, daß letztere geschlossen wurde, sorgte die Mutter. Henner aber freute sich, daß er nun feierlich geweiht war und den „Klonk Wacholder“, den er den Haldenjungen spendieren mußte, gab er gern.

Als später der Erzbergbau im Siegerland starb, gingen damit auch die Haldenjungen und der Haldenstempel dahin. Diese Zeremonie aber tauchte an anderer Stelle und in anderer Form noch einmal wieder auf.

In manchen Dörfern gab es wenig gegliederte Volksschulen – ein- und zweiklassige, d. h. mehrere Jahrgänge saßen gleichzeitig in einem Klassenraum und wurden unterrichtet. Das Sagen im Schulhaus und auf dem Schulhof aber hatten die Schüler des 7. und 8. Schuljahres. Diese hatten nun von dem Haldenstempel der angehenden Bergleute erfahren und diesen in den Schulstempel umgewandelt.

Einmal im Jahr – zumeist um die Osterzeit – wurde auf dem Schulhof das Haubergs- oder Meterholz angefahren, mit welchem im Winter der große gußeiserne Ofen im Klassenraum geheizt werden sollte. Manchmal war auch das Brennholz für den Lehrer, welcher im Schulhaus wohnte, gleich dabei. So lag auf dem Schulhof ein ordentlicher Stapel Holz. Nach dem Osterferien kam dann die Sägemaschine und schnitt das Holz ofengerecht, nur die dicken Holzstücke mußten noch mit der Axt gespalten werden. Da zu diesem Zweck ein „Hauklotz“ auf dem Schulhof aufgestellt wurde, war dies die Stunde der Schüler des 8. Schuljahres. Den neu in die Klasse aufgenommenen „Siebtklässlern“ wurde der Schulstempel verpaßt. Einer nach dem anderen wurde über den „Hauklotz“ gebeugt, ein „Kehrblech“ oder eine Schaufel vor das Gesäß gehalten und mit einem Hammer dagegen geschlagen. Unter dem Gejohle der übrigen wurde so den Schülern des 7. Schuljahres der Schulstempel aufgedrückt und sie für würdig befunden, der Oberklasse anzugehören.

Quelle: Sohlbach, Benno, Heimatjahrbuch des Kreises Altenkirchen, 1994